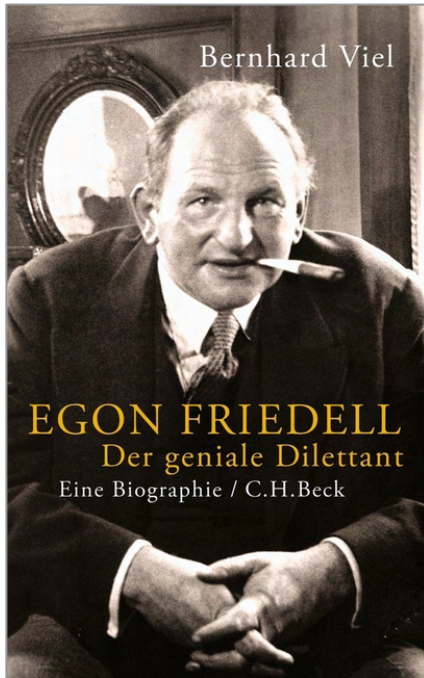


Unverkäufliche Leseprobe



Bernhard Viel
Egon Friedell
Der geniale Dilettant
Eine Biographie

352 Seiten, In Leinen
ISBN: 978-3-406-63850-3

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/10267787>

I

KINDHEIT UND JUGEND

1. Deutschstunde

Goethe.

Friedmann blickt aus dem Fenster. Im Hof, ausgerichtet wie Wachsoldaten, drei, vier gestutzte Zierbäume. Im rechten Winkel eine Säulenhalle in klassischer Manier, einer Kreuzung aus griechischem Tempel und romanischer Basilika ähnlich. Hinter dem Zaun, an dem entlang die Zierbäume strammstehen, dehnt sich ein Boulevard, Frauen mit großen, blumengeschmückten Hüten gleiten vorüber wie sanfte Schwäne. Männer eilen in Kontore und Schreibstuben.

«Goethe...», dringt es verschwommen an Friedmanns Ohr, «... Goethe, ... ein Heiligtum ...» Auf dem Boulevard klappert eine Pferdedroschke vorbei, von einem der Zierbäume fliegt eine Meise auf. Friedmann blickt ihr versonnen nach. «... keinen Spaß», hört er wie aus weiter Ferne.

R. Hauschild, Oberlehrer, wird in Friedmanns Zeugnis unter der Rubrik «Aufmerksamkeit» bemerken: «oft abgelenkt». Dr. Joseph Wulff, Oberlehrer, wird mahnen: «nicht immer vollkommen den Anforderungen entsprechend». Auch Oberlehrer Prof. Arno Chaumont, Französisch, muss sich, bedauerlicherweise, dem Urteil der Kollegen anschließen: «oft störend u. häufig abgelenkt u. mit anderen Dingen beschäftigt.»

Wahrhaftig, es ist kein Vergnügen, wie Oberlehrer Wulff den «Dichterfürsten» traktiert. «Goethe ist eine Erscheinung von so gigantischer Bedeutung, daß sie jedem Gebildeten aufs genaueste vertraut sein muß.» Hört, hört. Wenn man denn nur etwas merkte, von dieser gigantischen Bedeutung. Aber man bekommt nur schale und frostige Phrasen zu hören.

«Nur der kann mit Aussicht auf Erfolg in den Ernst des Lebens hineintreten, der Goethes Leben und Schaffen zu seinem täglichen Brot

gemacht hat.» Der Teufel soll ihn holen. Dreiundachtzig Jahre, denkt der Schüler, hat dieses olympische Monstrum alt werden müssen, in alles hat er sich dreinmischen müssen. Jeden, der ihm begegnet ist, hat er in «Gespräche mit Goethe» verwickelt, und als er schon nicht mehr hat schreiben können, hat er sich den Eckermann geholt und hat ihm Löcher in den Bauch geredet, nur damit auch aus dieser Zeit etwas über ihn zu lernen ist. Da war der Körner, der Theodor, der Dichter der Befreiungskriege, ein anderer Bursch. Der war mit zweiundzwanzig Jahren schon tot.

«... Goethes Leben ...», knarrt sandig die Stimme im Raum, «... nichts unwichtig ...»

Haben, denkt der Schüler, die Klassiker eigentlich gelebt? Geistern sie nicht wie unwirkliche Legendengestalten durch unsere Erinnerung? «... erste Umarbeitung der ›Stella‹, ... 1806 ...»

Irgendwann, denkt der Schüler, wird er über Goethe schreiben. Er wird sich rächen für die hohlen Gipsköpfe, die sich der deutsche Bürger voll Andacht auf seine Konsole stellt. Goethes Geist soll leibhaftig werden, in Gestalt eines Schülers soll er auferstehen, und er soll an Fragen scheitern wie der: «Wann verließ Goethe Wetzlar?» Darauf muss Goethe antworten: «Ei, wann war's denn nur?» Oder: «Welche seelischen Erlebnisse veranlassten Goethe zur Fortführung des Wilhelm Meister?»

Der Schüler belebt sich. Den Einfall muss er festhalten. Er zieht sein schwarzes Schulheft hervor, notiert: «Goethe: ›No, da hat er doch schon vom Verleger die 200 Taler Vorschuß ...»

«...mann!» Der Schüler merkt auf. «Jawohl, Friedmann, Sie sind gemeint! Wiederholen Sie doch bitte einmal: «Wann besorgte Goethe die erste Umarbeitung der ›Stella‹?» – «Die Stella...?», der Schüler kramt fieberhaft in seinem Gedächtnis, «warten Sie – – das war, das war – 1804!» Der Professor schüttelt bedauernd den Kopf: «Sie wissen wirklich nicht, daß die erste Umarbeitung der ›Stella‹ 1806 stattfand? Können Sie mir wenigstens sagen: wann erschien ›Hermann und Dorothea‹?» Der Schüler überlegt abermals, sagt dann, zögernd: «1796 ...»

«Friedmann, Sie täten besser daran, aufzupassen, statt aus dem Fenster zu träumen. ›Hermann und Dorothea‹ erschien selbstverständlich im Jahre 1797. Wenn Sie so weitermachen, wird nie etwas aus Ihnen.»¹



Das schulische Trauma verfolgte Friedell (kniend) ein Leben lang und war eine Quelle seines künstlerischen Antriebs: mit Hans Moser (links) in dem französischen Lustspiel Zurück zur Schule, das von Juni bis Juli 1926 im Theater in der Josefstadt lief.

Es ist nicht das erste Mal, dass Egon Friedmann diesen peinlichen Augenblick durchlebt. Von Monat zu Monat sind seine Leistungen abgefallen, und nun, in der Untertertia des Städtischen Gymnasiums zu Frankfurt am Main, ist er am Tiefpunkt angelangt. So ganz schlecht sind seine Zensuren freilich nicht, er hat in Deutsch eine Zwei, in Latein, Griechisch und Französisch ein «genügend». Aber da sind, ausgerechnet, Geschichte und Erdkunde: «meist nicht genügend». In Mathematik steht es noch schlimmer: «nicht genügend».²

Insonderheit aber missfällt sein Betragen. Friedmann gilt als renitent, seine Unlust führt immer wieder zu Konflikten mit den Lehrern, alle Ermahnungen nützen nichts, Strafen sind fruchtlos, der Schüler gibt freche Antworten. Die Eltern einiger Mitschüler haben gar gemeldet, Friedmann versuche, die Klasse aufzuwiegeln. Schließlich sieht sich Dr. Karl Reinhardt, Direktor, gezwungen, der übergeordneten Behörde, dem Königlichen Provincial-Schulkollegium in Kassel, mitzuteilen, «daß die Lehrerkonferenz (...) gestern den einstimmigen Beschluß gefaßt hat, den Schüler der M II Egon Friedmann, Sohn des verstorbenen Fabrikanten Moritz Friedmann, (...) aus der Schule auszuweisen.» «Seit einiger Zeit», setzt Dr. Reinhardt hinzu, habe der Schüler in absichtlicher Weise die Lehrer der Klasse zu stören und zu ärgern gesucht». Bei der Untersuchung seiner «Unbotmäßigkeiten»

zeige er «eine solche Verlogenheit, daß ein weiteres Arbeiten an der Erziehung dieses Schülers uns aussichtslos erscheinen muß». Wie «erst jetzt der Leitung der Schule bekannt» geworden sei, lebe «die Mutter dieses Schülers in Wien in sittlich verkommenem Zustande», ein älterer Bruder treibe sich gleichfalls «in verwahrlostem Zustande» dort umher. Es sei also wahrscheinlich, «daß auch unser bisheriger Schüler sittlich belastet und ungesund ist.»³ Im «Abgangs-Zeugnis» wurde über den Schüler vermerkt: «Er mußte unsere Anstalt verlassen, weil sein längeres Verbleiben mit der Schulordnung nicht vereinbar war.»⁴ Das war am 2. März 1894.

Gewiss, die Szene im Klassenzimmer ist erdichtet. Sie kann sich in haarscharf diesem Wortlaut allein deshalb nicht abgespielt haben, weil Egon Friedell den Dialog zwischen «Professor» und Prüfling bekanntlich ein knappes Jahrzehnt nach Ende seiner Schulzeit, 1908, zusammen mit Alfred Polgar geschrieben hat. Ebenso unzweifelhaft steht aber auch fest, dass er ähnliche Szenen mit ähnlichen Wortwechseln wieder und wieder durchlebt hatte: Egon Friedell empfand, wie mancher seiner späteren Kollegen und Freunde, wie auch Alfred Polgar, sein Leben als Schüler als einen langen Leidensweg.

Mag sich Friedell auch später in Essays, Polemiken, im Stück *Goethe im Examen*, über Lehrer, Stoffpläne, Prüfungsaufgaben lustig machen, wie er will – die Demütigung sitzt tief, das Gefühl des Ungenügens, der Bedrohung, die Angst, dem Spott preisgegeben zu sein, diese Gefühle werden ihn immer wieder einholen. Und immer werden diese Gefühle ein Stachel im Fleisch seines Geltungsbedürfnisses sein, das ihn treibt, seine geheimsten Regungen mit dem Geschick und der Souveränität des Künstlers in eine Lebenshaltung umzuprägen, und die Angst, minderwertig zu sein, mit traumwandlerischem Formempfinden in einen Stil zu verwandeln, der das Leben selbst als Stoff für ein Kunstwerk begreift. In solchen Wandlungen beflügelt ihn von Anfang an ein wunderbares Gespür eigener Überlegenheit, ein tiefer Instinkt für die Besonderheit eines Talents, das ihn, davon ist er überzeugt, der Welt seiner Lehrer, überhaupt aller Kathederweisheit und allen Schulwissens enthebt. Dieses Gespür auch reißt ihn früh zu seinen Frechheiten hin, die er später in seine nicht immer kleinen Unverschämtheiten, in seine Satiren und Polemiken kleidet,

mit denen er die Kaffeehausrunden und Salons zwischen Wien und Berlin entzückt.

Das Gefühl der Demütigung, des Ausgesetztseins aber wird ihn verfolgen bis zum Schluss, wie ihn auch die Sehnsucht nach Menschen, die seine abweichenden Gedankengänge mitzuempfinden in der Lage sind und seiner Phantasie Nahrung geben, immer wieder anstacheln wird. Ja, gerade am Schluss, als sein Leben bedroht ist und der Schrecken in Gestalt einer beispiellos bösartigen Vernichtungspolitik einbricht, wird ihn die Angst wieder heimsuchen – ohne ihm indessen den Glauben an die Überlegenheit seines Geistes und damit die Kraft zur Selbstbehauptung zu rauben, ein Glauben, den schon der Schüler kultivierte. Am Schluss wird in Egon Friedell, dem berühmten Schriftsteller und Schauspieler, wieder Egon Friedmann, das verletzte Kind, erscheinen.

Die Ursachen seiner trotzigen Resignation liegen tiefer als in dem Martyrium, das ihm die Schule war. Die Erfahrungen dort haben nur zu Tage gefördert, was die Erlebnisse im Elternhaus lange vorher geprägt hatten. Das indessen war nicht nur von Übel. Man muss sogar sagen: So leidvoll für Egon Friedmann der Schulweg auch war, stellte dieser Weg auch die Bedingungen dafür bereit, später als Egon Friedell seine Talente entfalten zu können. Wo der Widerstand fehlt, bildet sich keine Widerstandskraft aus.

Der Schüler konnte von solchen Zusammenhängen noch nichts wissen. Zu seinen ersten Erfahrungen zählt, dass der Schein der Dinge mitunter eine Wirklichkeit verbirgt, die stärker als das Ich ist, deren lebensbestimmende Macht aber erst allmählich, durch besondere Erlebnisse, zu Tage tritt. Denn zweifellos: begonnen hatte alles unter einem guten Stern.

2. Unter einem guten Stern

Das Horoskop

Am 10. November 1933 ließ sich Egon Friedell, er war 55 Jahre alt, war mit seiner dreibändigen *Kulturgeschichte der Neuzeit* zum Bestsellerautor aufgerückt und arbeitete mit Nachdruck am ersten Band der

Kulturgeschichte des Altertums, der den Titel «Ägypten und Vorderasien» tragen sollte – Friedell also, tatsächlich, ließ sich ein Horoskop ausfertigen!⁵ Das indessen kam seiner Neigung für kosmologische Bewegungen entgegen, die, das werden wir noch sehen, keineswegs im Widerspruch zu seinem Bemühen stand, die Welt mit dem Verstand zu erfassen, sondern dessen mystische Entsprechung war.

Was Friedell jedenfalls in seinem Horoskop zu lesen bekam, musste ihn zuversichtlich stimmen. Er sei, hieß es da, «keineswegs auf dem Höhepunkte seines Ruhmes» angelangt. Vielmehr werde ihm «in kurzer Zeit eine neue Erfolgsserie bevorstehen». Wenn auch Rückschläge oder «Feindseligkeiten» drohten, welche «die aufsteigende Linie seines Lebens zeitweilig scheinbar unterbrechen», sei diese Linie doch zweifellos «bis zuletzt in Geltung».

Aber auch der Optimismus des Astrologen hatte seinen Zenit noch nicht erreicht: War doch «die Konjunktion des mit der Sonne in Rezeption befindlichen Uranus mit dem Geburtsgebieter Mond» äußerst günstig, so dass also zweifellos «das reifere Alter des Nativen das schicksalsmässig bedeutendere Gewicht» erhalten werde. Es könnte sogar sein, schlussfolgert der Sternendeuter, dass seine, Friedells, «Berühmtheit den Zenit erst bei oder gar nach seinem Tode erreicht» – für einen Künstler zweifellos eine vielversprechende Prognose!

Friedell mag die Lektüre ihrer sprachlichen Eigenart wegen amüsiert haben – der magischen Lebensdeutung an sich stand er keineswegs ungläubig gegenüber. Das Datum, November 1933, lässt sogar vermuten, Friedell habe das Horoskop deshalb in Auftrag gegeben, weil der Horizont, der sein Leben bestimmte, sich zu verdüstern begann.

Am 22. Januar war Adolf Hitler zum Reichskanzler berufen worden. Wenn anfangs auch noch viele glaubten, Hitler werde sich «nicht einmal so lange wie sein Vorgänger General von Schleicher im Amt» halten können, wenn ein großer Teil der Deutschen dem Ereignis sogar eher gleichgültig gegenüberstand, so wurde doch bestürzend schnell klar, dass dieses Datum das Ende der Weimarer Republik bedeutete.⁶ «Es war», beschrieb ein evangelischer Pastor die Stimmung, «als ob der Flügel einer großen Schicksalswendung über uns hinwehe ...»⁷ Noch vor den Neuwahlen am 5. März, die die eigentliche «Machtergreifung» einleiteten, konnten SA- und SS-Trupps ungestraft auf politische Gegner und vor allem auf jüdische Opfer einprügeln. Der SPD-Reichstags-

abgeordnete Julius Leber wurde sogar noch an dem Abend, als Hitler Reichskanzler wurde, von einem braunen Schlägertrupp überfallen und unter Missachtung seiner Immunität verhaftet.⁸ Seit Mai waren die Gewerkschaften zerschlagen, die Parteien aufgelöst und verboten worden.

Die Nachrichten aus Deutschland mussten auch Friedell beunruhigen, mag er sich das selbst auch noch nicht wirklich eingestanden haben. Dass er aber ausgerechnet Ende des Jahres 1933, als an der Diktatur Hitlers nicht mehr zu zweifeln war, die Sterne befragen lässt, ist auffällig – er wird wohl kaum einen seiner Kabarett-Scherze im Sinn gehabt haben. Dies ist umso wahrscheinlicher, als das an sich durchaus amüsante Horoskop nicht zu irgendeinem Zeitpunkt des Jahres 1933 gestellt wurde, sondern das Datum des 10. November trägt: Genau zehn Jahre zuvor, am 9. November 1923, hatte Hitler mit seinem Marsch auf die Feldherrnhalle zu München seinen politischen Absichten unmissverständlich Ausdruck gegeben. Und auch wenn der Putsch selbst auf geradezu lächerliche Weise scheiterte – mit dieser Aktion hatte Hitler die Voraussetzungen seines Aufstiegs geschaffen.⁹

Friedell hat sich zu dem Ereignis nicht geäußert, dessen historische Dimension den meisten Zeitgenossen noch nicht völlig erfassbar war. Friedell hat überhaupt selten zu politischen Ereignissen Stellung bezogen, und es ist durchaus denkbar, dass ihn der unbeholfene, ja operettenhaft wirkende Staatsstreich des österreichischen Gefreiten belustigte. Doch nun, Ende 1933, dürften ihm die Dinge in einem anderem Licht erschienen sein. So mögen sich die Vorhersagen des Astrologen, die sich angesichts von Friedells Schicksal, das 1933 im Grunde schon besiegelt war, heute wie die bössartige Ironie eines fatalen Propheten ausnehmen – ihrem damaligen Leser indes müssen sie Zuversicht eingeflößt haben.

Und das umso sicherer, als das Horoskop auch sonst Erfreuliches zu künden hatte.

So sei «eine derartige harmonische Aspektierung (noch gefördert durch jene feste Bodenständigkeit, die die Erdzeichen schenken)» das «sicherste Kennzeichen einer Durchsetzungskraft, die mit den Schwierigkeiten des Lebens gut fertig zu werden weiss». Gewiss, an solchen Schwierigkeiten «dürfte es auf dem Lebensweg des Nativen keineswegs fehlen, aber eben auch nicht an der Fähigkeit, spielend damit auf gleich zu kommen.» Eine Fähigkeit im Übrigen, «die sich im Fortschreiten

der Jahre immer schöner entwickelt». Und seien gar noch «gelegentliche Rückschläge» denkbar, so sei es doch «Saturn, der als Herr des 7. Hauses, in Rezeption mit dem dort befindlichen Jupiter (...) den Nativen zu seriösen wissenschaftlichen Leistungen führt, die die früheren, dem «leichten Tag» zugehörigen, so gut sie auch immer waren, doch noch weit in den Schatten stellen.»¹⁰

Es ist nicht auszuschließen, dass Friedell, bei seiner Verehrung für Goethe und der genauen Kenntnis von dessen Werk, an diesem Punkt nachgelesen hat, was dieses «Modell der Menschheit», wie er den Dichter später einmal nennt,¹¹ in seinen Lebenserinnerungen über seine Geburt mitzuteilen hat – ein Ereignis, das Goethe gleichsam an die große Glocke hängte: «Am 28. August 1749, mittags mit dem Glockenschlage zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt.» Auch bei Goethe, mag Friedell gedacht haben, war schließlich die Konstellation glücklich: «(...) die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau und kulminierte für den Tag; Jupiter und Venus blickten sie freundlich an, Merkur nicht widerwärtig; Saturn und Mars verhielten sich gleichgültig; nur der Mond, der soeben voll ward, übte die Kraft seines Gegenschins um so mehr, als zugleich seine Planetenstunde eingetreten war. Er widersetzte sich daher meiner Geburt, die nicht eher erfolgen konnte, als bis diese Stunde vorübergegangen.» Goethe war vom lebensbestimmenden Einfluss der Gestirne überzeugt – eine derartige Konstellation musste dem Genius förderlich sein. Ja, er hielt sogar für möglich, die Sterne hätten ihm bereits in der Stunde seiner Geburt das Leben gerettet: «Diese guten Aspekte, welche mir die Astrologen in der Folgezeit sehr hoch anzurechnen wußten, mögen wohl Ursache an meiner Erhaltung gewesen sein: denn durch Ungeschicklichkeit der Hebamme kam ich tot auf die Welt, und nur durch vielfache Bemühungen brachte man es dahin, daß ich das Licht erblickte.»¹²

Das Schicksal der jüdischen Geburt

Egon Friedell, Sohn des Tuchfabrikanten Moritz Friedmann und dessen, wie sich zeigen wird: treuloser Gattin Caroline, geborene Eisenberger, kam als Egon Friedmann am 21. Januar 1878 in Wien im Haus Mariahilferstraße 110 im VI. Bezirk zur Welt. Von den Vorfahren, wer sie waren, woher sie kamen, ist nichts überliefert. Sicher ist, dass Egon Friedmanns Eltern jüdischer Herkunft waren und aus den östlichen



Ein aufstrebendes bürgerliches Quartier: die Mariahilferstraße im VI. Bezirk. Als das Foto entstand, etwa 1895, besuchte Egon Friedmann das Internat in Baden bei Wien.

Gebieten der Donaumonarchie nach Wien eingewandert waren. Damit repräsentierte Friedells Elternhaus die Laufbahn tausender anderer handeltreibender jüdischer Familien, die sich zwischen 1870 und dem Ersten Weltkrieg aus Brody, Belz, Seroka, Drohobycz und Werbowitz,¹³ aus Dörfern und Kleinstädten in Galizien, Ungarn und der Bukovina an der Donau anzusiedeln suchten. Sie alle hofften, den ärmlichen und oftmals trostlosen Zuständen ihrer Heimatorte zu entkommen. «Wien blieb in diesen Jahrzehnten eine beliebte Zuflucht für jüdische Einwanderer aus dem Osten. Sie kamen in weit größerer Zahl als in jede deutsche Stadt (...).»¹⁴ Die Residenzstadt entwickelte sich im deutschsprachigen Raum zum größten «Sammelplatz von Menschen unterschiedlicher, vor allem ost- und südosteuropäischer Herkunft».¹⁵

Hatten einer Volkszählung zufolge in den späten 1850er Jahren 6000 Juden in Wien gelebt, also «etwas mehr als zwei Prozent der Bevölkerung», so waren es um 1870 bereits über 40 000, jeder sechste Einwohner stammte damit aus jüdischem Milieu. In dem Leopoldstädter Gymnasium beispielsweise, in das Sigmund Freud 1865 als Neunjähriger eintrat, waren zu diesem Zeitpunkt noch 68 jüdische Schüler eingeschrieben. 1873 waren es 300, somit waren sieben von zehn Schülern

Juden. Und noch einmal zehn Jahre später lebten mehr als 72 000 Juden in der Stadt – so stammte nunmehr jeder zehnte Einwohner Wiens aus jüdischer Herkunft.¹⁶

Die meisten von ihnen hatten dasselbe Ziel: Sie wollten sich der eingegessenen christlichen Gesellschaft angleichen, wollten leben wie die Wiener, wollten aufsteigen. «Wien galt ihnen als Ort der Verheißung. Freunde und Verwandte, die schon früher losgezogen waren, berichteten von guter Arbeit und gewachsenem Ansehen; ihre Briefe klangen wie ein Versprechen.»¹⁷

Dass es möglich war, den Traum vom Aufstieg Wirklichkeit werden zu lassen, zeigten allein jene wenigen Familien, die sich in der vom Reformgeist des 18. Jahrhunderts berührten Herrschaft Maria Theresias und ihres Sohnes, Kaiser Josephs II., etablieren konnten. So war Joseph von Sonnenfels, der getaufte Sohn eines getauften und seiner Forschungen wegen in den Adelsstand erhobenen jüdischen Theologen und Wissenschaftlers, als Staatsrat sogar zum politischen Ratgeber Maria Theresias aufgestiegen – eine seiner geschichtsmächtigen Amtshandlungen bestand darin, die Folter abzuschaffen. Zudem sorgte er in seiner Eigenschaft als kaiserlicher Zensor dafür, dass Schriften der französischen und englischen Aufklärung sogar nach Wien gelangten¹⁸ – noch heute steht der verdienstvolle Politiker jüdischer Herkunft als Steinskulptur des klassizistischen Bildhauers Hanns Gasser (1817–1868) vor dem Wiener Rathaus. Auch die Familie Hugo von Hofmannsthal gab das Beispiel einer geglückten Integration: Einer der Vorfahren des später berühmten Schriftstellers war ein mährischer Jude namens Isak Löw Hofmann, der 1835 geadelt wurde und nun «von Hofmannsthal» hieß.¹⁹

Allerdings: Juden mussten sich gänzlich assimilieren, die Taufe war notwendige Bedingung jedweden Erfolgs. So hatte Maria Theresia dem ungetauften Bankier Diego D'Aguilar, als Kreditgeber für die Vollendung des Baus von Schloss Schönbrunn immerhin kein ganz unwichtiger Mann, die Audienz verweigert – von einer spanischen Wand verdeckt, als wolle sie sich schützen, soll die Kaiserin den Vertragsabschluss verfolgt haben.²⁰ So wenig solche Gepflogenheiten mit heutigen Begriffen von Menschenwürde vereinbar sind, so markiert allein die Möglichkeit, durch den Übertritt zum Christentum die Voraussetzungen für den Schritt in Amt und Würden zu schaffen, dass das gesellschaftliche Gefüge in Bewegung geraten war.

Ein Jahrhundert später, als die Massenzuwanderung begann und das Debakel von Königgrätz – 1866 war Österreich von Bismarcks und Moltkes Truppen geschlagen und aus dem Deutschen Bund sozusagen entlassen worden – eine liberale Gesetzgebung auf den Weg brachte und, als Folge des politischen Schocks, die große Wiener Kulturepoche einleitete: ein Jahrhundert nach Maria Theresias Regentschaft und ein Jahr nach dem verlorenen Krieg, 1867, wurde den Juden das volle Bürgerrecht zuerkannt. Endlich durften sie «ihren Wohnort frei wählen, Grundbesitz erwerben, ihre Kinder auf die Universität schicken, christliche Dienstboten halten».²¹ Ihre Emanzipation galt nunmehr «für abgeschlossen und gesichert».²² Ein Vierteljahrhundert später ist es Karl Lueger, der als Wiener Bürgermeister nach Kräften Öl in das in Witzblättern, Karikaturen, Artikeln und politischen Versammlungen schwelende judenfeindliche Feuer gießen wird. Auf Seiten der Deutschnationalen indessen, deren politische Phantasie sich am Gedanken eines völkisch bestimmten großdeutschen Reiches erhitze, machte der aus Linz gebürtige Georg Ritter von Schönerer, ein früher weltanschaulicher Lehrmeister Luegers, dessen Ideen auch den jungen Adolf Hitler begeisterten, Stimmung gegen die Juden. In seinem 1882 formulierten «Linzer Programm» gab er die Losung aus, «nicht liberal, nicht klerikal, sondern national» zu sein, und das hieß: gesamtdeutsch-völkisch. Diese «Kampfansage an das Vielvölkerreich Österreich-Ungarn»²³ war damit auch gegen die Monarchie, also auch gegen den Katholizismus gerichtet, und das offenbart wiederum, dass sich die Feindschaft gegen die Juden mit geschichtsmächtiger Wirkung zu verschärfen begann: Sie begründete sich in diesen Kreisen nicht allein religiös und historisch, also kulturell, sondern auch biologisch.

Gleichwohl: Für die Eingewanderten ließ sich der Eindruck, judenfeindliche Stimmungen gehörten endgültig der Geschichte an, leicht gewinnen. Nicht wenigen war es binnen kurzem gelungen, sich eine respektable, oft gar einträgliche und gesellschaftlich angesehene Stellung zu erobern. Insbesondere der Emanzipationsschub, den die vollen Bürgerrechte der damit auch für die Monarchie eingenommenen Juden bedeuteten, wirkte sich gesellschaftlich und wirtschaftlich gewinnbringend aus: «Durch Arbeit und Bildung versuchten sie die alten Unterschiede und Demütigungen rasch zu überwinden und sich einen gesicherten Platz in der Gesellschaft zu erarbeiten.» Das trug zur

Ausgestaltung eines modernen Wien bei, die nachhaltig den Charakter der Stadt prägte: Reiche Familien «machten es sich zur Ehre, für ein Ringstraßen-Grundstück weit überhöhte Preise zu zahlen, um so ihren Patriotismus und ihre Kaisertreue zu beweisen. Franz Joseph, der mit dem eingenommenen Kapital stattliche Bauten an der Ringstraße finanzierte, bedankte sich mit Orden und der Aufnahme der Wohltäter in den Kleinadel.» Viele der so Geehrten wechselten ihren Glauben «und verheirateten ihre Töchter mit verarmten Aristokraten».²⁴

Die Mehrzahl der aus dem Osten stammenden mittellosen Juden freilich suchte sich «als Hausierer und kleine Händler» durchzuschlagen. Doch zahlreiche ihrer Söhne schafften den Schritt «ins Bankwesen oder in den Großhandel oder wurden Journalisten.» Bereits in den 1880er Jahren, als Egon Friedmann heranwuchs, waren «mindestens die Hälfte aller Wiener Journalisten, Ärzte und Anwälte Juden»²⁵ – hatte doch das neue Lebensgefühl «vor allem auch eine wahre Bildungsexplosion» ausgelöst: «In höheren Schulen waren Juden bald weit über ihren Bevölkerungsanteil vertreten». Ihre liebsten Studienfächer: Medizin und «Jus».²⁶

Ein prominentes Beispiel dieses Bildungsfleißes bietet etwa die Familie des Arztes und Schriftstellers Arthur Schnitzler, Sohn eines aus der ungarischen Stadt Groß-Kanizsa eingewanderten Vaters und einer Mutter, deren Familie das assimilierte, in geachtete Berufe aufgestiegene Judentum repräsentierte. So war Schnitzlers Großvater «Doktor der Medizin und Philosophie»; aus der Familie sind, wie Schnitzler berichtet, «Bankiers, Offiziere, Gelehrte» hervorgegangen²⁷ – das zeigt auch, dass die Aufstiegschancen so gut wie nie zuvor in der Geschichte waren, dass Eisenwalzwerke und Schienenfabriken, dass Banken, die Börse und die aufkommende Massenpresse im Verein mit Freizügigkeit, Erwerbs- und Bildungsfreiheit unverhoffte Wege in die Gesellschaft eröffneten; dass endlich auch die veritable Integrationsleistung der eingesessenen Wiener Bevölkerung Anlass zur Zuversicht bot – wenn auch die Eingesessenen diese bis dahin beispiellosen Bewegungen oft als «Anprall der jüdischen Invasion» empfanden.²⁸ Auch der sogenannte Gründerkrach in Deutschland, der 1873 als Börsensturz eine internationale Finanzkrise auslöste und Österreich in Mitleidenschaft zog, rief antijüdische Stimmungen wieder wach – sie richteten sich «zunächst gegen die ›Börsejuden‹ und die ›Geldjuden‹».²⁹

Im Übrigen mussten diejenigen, die «aus den elenden Dörfern des Ostens kamen» und Jiddisch sprachen, in ihren Kaftans schmutzig und mit ihren Korkenzieherlocken lächerlich wirken, fremd in jedem Falle: «zu exotisch, um vertraut zu sein, und nicht exotisch genug, um reizvoll zu sein.»³⁰ Diesen Eindruck hatten gerade auch jene ihrer Glaubensgenossen, die sich inzwischen zu den Etablierten zählen durften. Selbst scharf denkende Köpfe können dafür Beispiele liefern: Als der junge Sigmund Freud, geboren am 6. Mai 1856 in dem mährischen Städtchen Freiberg als Sohn eines schlecht bemittelten jüdischen Wollhändlers, im Alter von 16 Jahren von einem Besuch seiner Heimatstadt nach Wien zurückfuhr und sich im Zug einem «alten Juden» und seiner Frau «samt melancholisch schmachtendem Töchterlein und einem frechen hoffnungsvollen Sohn» gegenübersteht, schreibt er seinem Freund Emil Fluß: «Die Gemeinschaft war mir unerträglicher als jede andere». Er sagt auch, warum: «Der Mann war ein Typus. Der Junge, mit dem er sich über Religion unterhielt, war es ebenfalls. Er war vom Holz, aus dem das Schicksal die Schwindler schneidet, wenn die Zeit gekommen ist: pfffig, verlogen, von den teuren Verwandten im Glauben erhalten, er sei ein Talent, dabei ohne Grundsätze und Weltanschauung.»³¹

Doch bei allen schwelenden und offenen Ressentiments: In der Zeit, als Friedell zur Welt kam, schien die Eingliederung der zugewanderten Juden nicht mehr umkehrbar zu sein. Bezeichnend für die Wahrnehmung vieler Juden ist die Erinnerung Arthur Schnitzlers, der, 1862 geboren, im Geburtsjahr Friedells also 16 Jahre alt war: Bis in die 80er Jahre hinein sei die Judenfeindlichkeit vergleichsweise verhalten gewesen: «Damals, es war die Spätblütezeit des Liberalismus, existierte der Antisemitismus zwar, wie seit jeher, als Gefühlsregung in zahlreichen, dazu disponierten Seelen und als höchst entwicklungsfähige Idee; aber weder als politischer noch als sozialer Faktor spielte er eine bedeutende Rolle. Nicht einmal das Wort war geprägt, und man begnügte sich damit, Leute, die den Juden besonders übel gesinnt waren, fast abschätzig als ›Judenfresser‹ zu bezeichnen.»³² Bald aber trieb insbesondere im Milieu der kleinen Leute das antijüdische Klima neue Blüten, die ihr ätzendes Gift aus dem ideologischen Boden eines biologisch begründeten, also rassentheoretisch verankerten Antisemitismus zogen. So wuchs also Friedell in Stimmungen auf, die zwischen Zukunftsglauben und Bildungsethos, antijüdischen Ressentiments und

alldutschen Phantasien changierten. Das wird auch ihn, wie viele seiner späteren jüdischen Kollegen, ein Leben lang antreiben, eine eigene Identität zu finden.

Wie tausende anderer Juden muss auch Friedells Vater von der Hoffnung nach Aufstieg und Anerkennung beflügelt worden sein. Tatsächlich war ihm als Unternehmer eine typische Laufbahn in das mittelständische Bürgertum gelungen. So wenig über Moritz Friedmanns Leben bekannt ist, ist aber kaum zu bezweifeln, dass er ein geschäftstüchtiger Kaufmann war: Konnte er doch in seiner neuen Heimat, offenbar rasch, als Textilunternehmer Fuß fassen. Dass der jüdische Einwanderer in der Lage war, sich im gutbürgerlichen und aufstrebenden VI. Bezirk niederzulassen, ist bezeichnend. Üblicherweise zogen die ostjüdischen Einwanderer in die nordöstlich vom VI. Bezirk gelegene Leopoldstadt, das alte jüdische Viertel, in dem rund 30 Prozent der in Wien ansässigen Juden wohnten, viele davon orthodox und die meisten arm. Auch Freuds Eltern beispielsweise hatten sich in dem Bezirk, in dem «die meisten Straßen (...) schmutzig, die meisten Wohnungen dunkel, eng und muffig» waren, Mitte des 19. Jahrhunderts niedergelassen.³³

[...]